



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Budde, E.: Harte Köpfe : Erzählung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Harte Köpfe

Erzählung von E. B u d d e

1



urze Zeit, nachdem ich mich als Arzt in Aachen niedergelassen hatte, lernte ich den Mann kennen, der mir als der bedeutendste unter meinen dortigen Kollegen erschien. Er hieß Venarius, hatte in den siebziger Jahren durch eben so geistvolle wie beschwerliche Untersuchungen über südafrikanische Seuchen sich einen Namen gemacht, dann aber, in die Heimat zurückgekehrt, mit Vorliebe die Chirurgie gepflegt. Man weiß doch einigermaßen genau, was man thut, wenn man operirt, sagte er, und charakterisirte damit nicht bloß die Spezialwissenschaft, der er sich ergeben hatte, sondern mehr noch sich selbst. Denn das merkte der Stumpffste, der mit ihm in Berührung kam, sofort: er war ein ganzer, bis zur Einseitigkeit konsequenter Mann, einer von den wenigen, die von vorn herein mit allen Folgen ihres Handelns rechnen und deshalb weder schwanfen noch bereuen. Einem solchen ist es Bedürfnis, jederzeit zu wissen, was er thut. Er war jünger als ich, etwa 36 Jahre alt, im äußern eine kräftige Erscheinung von einer Ruhe, die den schwierigsten Kranken unweigerlich zur Unterwerfung brachte. Daß er mit eben dieser Ruhe auch den Damen imponirte, schien er wohl zu bemerken, aber nur dann, wenn es sich darum handelte, aufgeregte Angehörige zu schweigender Thätigkeit zu veranlassen; im übrigen hatte er für weibliche Zuvorkommenheiten meist nur ein etwas pessimistisches Lächeln. Meine gute, lebhafte Frau, eine große Freundin des Ehestandes, fragte ihn einmal über der Theetasse: Doktor, haben Sie nie daran gedacht, sich zu verheiraten? Da antwortete er: O ja, aber ich bin davon zurückgekommen, und das wieder mit so ruhiger Bestimmtheit, daß ihr selbst der Mut verging, ihn weiter auszufragen.

Jetzt ist er gestorben, im Dienst, an Blutvergiftung, und ich kann deshalb erzählen, wie ich durch ihn einen Blick in den Kampf des Mannes mit dem

Weibe, den Kampf der Logik mit der Sitte gethan habe. Dieser Kampf mag sich selten so scharf und so unglücklich abgespielt haben, wie im Leben dieses hochbegabten, stolzen und intelligenten Menschen.

Es war im Sommer des Jahres 1883. Ich hatte ihm bei einer schweren Operation assistirt, und wir gingen, um einen zweiten Fall gemeinschaftlich in Behandlung zu nehmen. Unterwegs schlug ich ihm vor, ein wenig zu essen; die Hand eines Hungernden ist unsicher, sagte ich; ich bin seit sieben Uhr in Thätigkeit, und ich bin hungrig.

Wie Sie wollen, antwortete er, ich bin noch nicht zum Essen aufgelegt, und mein Kopf ist im allgemeinen frischer, so lange der Magen nichts zu thun hat; aber es ist gut, wenn jeder von uns in seiner Weise vorbereitet ist, also werde ich mit Vergnügen auf Sie warten und Ihnen zusehen.

Wir traten in die nächste gute Restauration und ließen uns nieder. Es war kurz vor elf Uhr, das Gastzimmer noch wenig gefüllt, nur an einem Tische neben uns saß eine schon etwas geräuschvolle Gesellschaft hinter dem Frühtrunk. Einige von den Herren kannte ich, zwei waren mir fremd. Unter den letztern fiel mir einer sofort durch sein eigentümlich aufgeregtes Aussehen auf; es kam mir vor, als sei er blaß geworden, wie wir eintraten, und als hätten seine Augen das besondere Funkeln angenommen, das die Irrsinnigen zuweilen zeigen, wenn ihnen ein böser Einfall kommt. Ich machte Venarius auf ihn aufmerksam; der schaute gleichgiltig nach ihm auf und meinte: Der Mann hat vielleicht eine Nacht des Bechens hinter sich.

Der Besprochene aber hatte den Blick meines Kollegen aufgefangen, und diesmal wurde er deutlich blasser; mit einem Ruck erhob er sich und trat wie ein rempelnder Student auf uns zu. Sind Sie Herr Doktor Venarius? fragte er.

Sawohl, lautete die Antwort, wünschen Sie etwas von mir?

Das werden Sie gleich sehen, sprach der Fremde, und blickschnell, ehe jemand sein Vorhaben voraussehen konnte, hatte er seinen Handschuh genommen und den Doktor damit ins Gesicht geschlagen.

Nicht bloß ich war überrascht; auch am Nebentische sprang man in die Höhe. Darrenbach, was machen Sie? wurde gerufen, und einer von seinen Freunden faßte den Beleidiger beim Arm, um ihn zurückzuziehen. In Venarius' Gesicht spiegelte sich im ersten Augenblick nichts als maßlose Überraschung, dann ein flammender Zorn, aber wenige Sekunden später stand er vollkommen ruhig da und sagte, halb zu mir gewendet: Ich glaube wirklich, Kollege, der Herr ist nicht bei Sinnen; wollen Sie das nicht näher untersuchen.

Nicht nötig, erwiderte der andre, ich weiß genau, was ich gethan habe; das weitere wird Ihnen meine Karte sagen. Damit zog er eine Visitenkarte aus der Brieftasche und reichte sie dem Doktor hin. Der warf sie kühl auf den Tisch und sprach: Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit einem Verrückten zu

befassen. Meine Herren, wandte er sich an die übrige Zechgesellschaft, wollen Sie nicht Ihren Freund soweit in sichere Obhut bringen, daß er keinen öffentlichen Unfug mehr anrichtet.

Der Beleidiger stand umringt von seinen Genossen; sie redeten von allen Seiten auf ihn ein und suchten ihn abzdängen. Er aber schüttelte die nächsten Nachbarn mit einer ungeduldigen Bewegung von sich ab und sagte: Laßt mich, ich gehe schon mit; und Sie wissen ganz wohl, daß ich bei Sinnen bin. Dem Herrn Doktor da wird meine Karte schon sagen, was für Gründe ich habe; ich wollte ihm nur noch bemerken, daß, wenn der Handschuh nicht genügt, auch die Reitpeitsche zu Diensten steht. Damit machte er eine steife Verbeugung und wandte sich. Der Frühtrunk war unterbrochen, verstört führten sie ihn ab, und noch von der Straße her tönte ihr Durcheinandersprechen zu uns herein.

Ich schaute auf Benarius; mit finstern Gesicht saß er und sann. Dann sprang er auf, zuckte ärgerlich mit den Achseln und rief aus: Das ist zu toll; der Mensch ist absolut verrückt, wir müssen ihn einsperren lassen.

Kennen Sie ihn thatsächlich nicht?

Nie gesehen! ich denke gerade darüber nach, ob er mir irgendwo begegnet sein könnte, aber ich bin ganz sicher, daß ich ihn nicht einmal als Patienten unter den Händen gehabt habe. Außerdem pflegt man doch die Leute, mit denen man auf dem Duellirfuß steht, etwas näher zu kennen, als einen beliebigen Patienten, den man am Ende nach einigen Jahren aus dem Gedächtnis verlieren kann.

Das ist mehr als seltsam. Hier ist seine Karte; sagt Ihnen der Name nichts.

Nicht das Mindeste; wir haben ihn ja gehört, ich habe nie einen Darrenbach gekannt.

Befinnen Sie sich; es wäre doch zu toll, wenn ein Mensch, mit dem Sie nie in Berührung gekommen sind, Sie in dieser Weise angreifen wollte.

Eben deshalb sage ich, wir werden ihn einsperren lassen müssen; ich kann ja nicht einmal an eine Namensverwechslung glauben, denn außer mir giebt es auf zwanzig Meilen in die Runde keinen Benarius, der Arzt wäre.

An eine Verwechslung glaube ich auch nicht recht; denn ich sah ihn blaß werden, als wir eintraten; er hat Sie also gekannt; eben das veranlaßte mich, Sie auf ihn aufmerksam zu machen.

Der Wirt war mit dem bekannten dienstfeurig neugierigen Gesicht in unsre Nähe getreten; Benarius winkte ihn heran und hielt ihm die Visitenkarte hin. Kennen Sie den Herrn?

Der Wirt las langsam: Darrenbach, Leutnant der Reserve; dann drehte er das Blatt um, und antwortete: Nein, er ist sicherlich nicht von hier; auch steht hier auf der Rückseite Hotel de Russie, er ist also im Gasthof abgestiegen.

Aber Sie sind ja mit den Herren Sternberg und Müller bekannt, die werden Ihnen wohl Aufschluß geben können.

Sa, sagte Venarius, ich werde wohl einen von ihnen fragen müssen, und da Sie einmal Zeuge des Skandals gewesen sind, Kollege, werde ich Sie auch bitten dürfen, mich nachher zu Sternberg zu begleiten. Jetzt aber beendigen Sie Ihr Frühstück, und dann wollen wir zu unserm Kranken gehen.

Sind Ihre Nerven ruhig genug dazu?

Sa, antwortete er trocken, ich sehe in dem Fall nichts andres, als Material zu einer Diagnose, die den Betroffenen ins Irrenhaus führen wird. Das ist betrübend für ihn, aber für uns leider etwas Gewöhnliches.

Wir gingen und thaten unsre Pflicht am Krankenbett; ich chloroformirte, und er schnitt eine bössartige Geschwulst aus. Anfangs sah ich etwas mißtrauisch auf seine Hände, aber er führte die Klinge so sicher, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Operation ging schnell und ohne Störung zu Ende, der Verband war mit peinlichster Sorgfalt angelegt, und wir empfahlen uns, wobei er versprach, am Abend wieder zu kommen. Die Vorschriften für die Wartung gab er in seiner gewöhnlichen, ruhig befehlenden, keinen Zweifel lassenden Art.

Nun also zu Sternberg oder Müller, sagte er, als wir auf der Straße waren; einer von beiden wird wohl so klug gewesen sein, zu Hause zu bleiben.

In der That trafen wir den Notar Sternberg an. Der behäbige Herr kam uns schon im Hausgang entgegen und sprach sein lebhaftes Bedauern über den Vorfall aus. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Herr Doktor, daß keiner von uns geahnt hat, Darrenbach könne irgend etwas gegen Sie im Schilde führen, sonst hätten wir ihn gar nicht in unsre Gesellschaft zugelassen.

Ich zweifle nicht daran; aber nun bitte ich Sie, mir erst einmal zu sagen: Wer und was ist Herr Darrenbach? und haben Sie einen Grund, den Mann nicht für verrückt zu halten?

Wer Herr Darrenbach ist, das müssen Sie am Ende doch besser wissen als ich; wir kennen ihn als einen Mann, der zuweilen hierher kommt und dann einem guten Frühshoppen nicht aus dem Wege geht. Er stammt, wenn ich nicht irre, aus Hamburg, soll seiner Zeit flott gelebt, sich dann aber „rangirt“ haben. Er besitzt noch einen Rest von Vermögen und hat außerdem eine Thätigkeit als Rentmeister, ich weiß nicht recht, für wen und was, angenommen. Seit ich ihn kenne, hat er nichts Auffallendes ausgeführt. Verheiratet ist er, wie man sagt, nicht sehr glücklich. Das ist so ziemlich alles, was ich von ihm weiß. Mit Ausnahme der Sache von heute morgen ist mir nichts bekannt, was gegen seinen Charakter spräche.

So; nun erkläre ich Ihnen, Herr Sternberg, und zwar in vollem Ernst und auf mein Wort, daß ich Herrn Darrenbach nie gesehen und seinen Namen bis heute nie gehört habe, und daß ich mich auch keines Vorfalls aus meinem

Leben entsinnen kann, durch den ich ihm etwa hätte unangenehm werden können. Ich halte ihn demnach für einen gemeingefährlichen Streun und gedente darnach zu verfahren.

Der Notar schüttelte den Kopf. Merkwürdig, betrunken war er nicht; bis zu dem Augenblick, wo Sie ins Wirtshaus traten, hat er ganz ruhig, wenn auch in sich gekehrt, dageseßen; erst als Sie Platz genommen hatten, wurde er extravagant, und das so plötzlich, daß niemand es erwarten oder hindern konnte.

Srzsinnige haben solche Einfälle. Wissen Sie denn, ob er meine Person wirklich gemeint hat?

Unzweifelhaft; er nannte auf dem Rückweg Ihren vollen Namen, Doktor Conrad Franz Benarius, der zwei Jahre in Wien zugebracht habe. Es scheint also fast, als ob Sie den Anhaltepunkt, der Ihnen fehlt, irgendwo in Wien suchen müßten.

Benarius schüttelte den Kopf und erwiderte: Wenn ich alle meine Wiener Erlebnisse zusammenfasse, finde ich noch immer nichts, was mir dieses Vorkommnis erklären könnte; am allerwenigsten wüßte ich zu sagen, wie gerade ein Herr Darrenbach dahinein gerät.

Nun, warten Sie noch eine kurze Zeit; Müller und die andern haben den — wir wollen einmal so sagen — Patienten nach seinem Gasthof begleitet. Einer wird gleich herkommen, dann können wir hören, was er sagt.

Es dauerte in der That nicht lange, bis der Branddirektor Müller zu uns eintrat.

Er wurde mit unsrer Auffassung des Falles bekannt gemacht und antwortete: Ich muß sagen, meine Herren, daß Darrenbach wohl in den ersten Minuten stark aufgereggt erschien, aber keineswegs den Eindruck eines Berrückten machte. Er erklärte uns, er fühle selbst, daß sein Benehmen auffallen müsse, aber es sei wohlüberlegt. Er sei mit der Absicht hergekommen, Herrn Dr. Benarius herauszufordern, und habe die erste sich bietende Gelegenheit dazu benutzt. Die Gründe kann ich Ihnen nicht mitteilen, so schloß er, aber der Herr Doktor wird sie, wie ich denke, zu würdigen wissen, sobald er meinen Namen liest. Wenn Sie sagen, Herr Doktor, daß Ihnen sein Name ebenso unbekannt sei, wie seine Person, so weiß ich allerdings nicht, was ich denken soll.

*Cherchez la femme*, murmelte der Notar.

Ich sah, daß in Benarius allmählich der Ärger aufstieg. Nun soll auch noch ein Weib dahinterstecken, rief er aus. Ich habe vielleicht einmal der Schwiegermutter des Menschen ein Bein abgeschnitten, ohne sie zu kennen, aber von andern zarten Beziehungen zu einem Herrn Darrenbach wüßte ich wahrhaftig nichts.

Seltzam, meinte der Branddirektor. Übrigens habe ich Ihnen noch auszurichten, daß Herr Darrenbach uns erklärt hat, er werde heute und morgen

zu Hause bleiben. Der Unmut im Antlitz des Doktors stieg. Nun, murmelte er, wenn der Pinsel es nicht anders will, so kann ihm geholfen werden. Aber nein, so geht es doch nicht. Herr Müller, Sie haben sich der Sache nun einmal soweit angenommen und sind auch als Zeuge so weit hinein verwickelt, daß ich nicht wohl einen andern als Sie damit behelligen kann. Ich ersuche Sie, als freiwilliger Ehrenrichter in erster Instanz zwischen Herrn Darrenbach und mir zu entscheiden. Wenn Sie wollen, so adjungiren Sie sich noch einen Genossen. Ich selbst will Ihnen meine Erklärung sofort geben: Ein Herr, von dessen Dasein ich nie gehört habe, kommt hierher mit der ausgesprochenen Absicht, ein Duell mit mir zu suchen. Er giebt keine Gründe an, und ich habe nicht die leiseste Vermutung darüber, was ihn zu seinem Schritt veranlaßt, oder vielmehr, ich habe die bestimmte Vermutung, daß er verrückt ist. Wüßte ich ihn bei Sinnen, nun wohl, ich würde das Duell mit ihm für eine Abgeschmacktheit halten, aber ich würde diese Abgeschmacktheit begehen, denn ich müßte sie als einen Akt der Nothwehr ansehen, zu dem mich die geistreichen Satzungen der Gesellschaft zwingen, und — ich bin nicht mehr so gutmütig, daß ich mir mein Dasein durch die Laune eines beliebigen Dummkopfs verderben lassen sollte. So wie aber die Sachen stehen, kann davon keine Rede sein. Daß ich, als Arzt, mich vor der Welt und vor mir selber blamiren soll, indem ich auf einen Menschen schieße, an dessen Geistesgesundheit ich zweifle, das geht nicht an. Also, entweder ich will die Gründe kennen, mit denen Herr Darrenbach so geheimnisvoll thut, und dann mag das Ehrengericht darüber entscheiden, ob sie ausreichend sind, oder ich will ein vollgiltiges Zeugnis darüber haben, daß er gesund ist. Wenn der Irrenarzt Leonhart bezeugt, daß der Betreffende vollständig zurechnungsfähig ist, nun, so mag er seinen Willen haben. Zeit dazu gebe ich bis morgen früh; wenn ich bis dahin keine genügende Auskunft habe, lasse ich als Beleidigter die Sache fallen und stelle als Arzt den Antrag, daß Darrenbach einer geeigneten Überwachung anheingeegeben werde, oder besser, ich bitte Sie, Kollege Sturz, den Antrag zu stellen — ich denke, Sie werden mit mir einverstanden sein, daß er motivirt ist.

Vollständig, antwortete ich. Der Branddirektor aber verbeugte sich und sagte: Ich nehme Ihren Auftrag zwar nicht gern an, aber ich nehme ihn an. Die Sache ist mir bis jetzt völlig unverständlich, aber ich werde versuchen, ob sich Licht hinein bringen läßt. Können wir uns um sechs Uhr wiedersehen?

Nein, antworteten wir beide fast gleichzeitig, und Benarius fügte hinzu: Meine Kranken sind mir wichtiger, als diese alberne Geschichte; bei meinem letzten Operirten von heute morgen muß ich um acht Uhr noch einmal nachsehen; ist alles in Ordnung, so kann ich gegen neun Uhr hier sein.

Hierauf trennten wir uns; ich ging noch eine Strecke mit Müller. Eine wunderliche Sache, sagte er, sind Sie ganz sicher, daß Ihr Kollege sich

in seinen exotischen Jahren nichts eingepflanzt hat, wovon er jetzt die Früchte erntet?

Da er es sagt, bin ich dessen sicher, antwortete ich; ich kenne ihn seit nunmehr fünf Jahren aus nächster Nähe und weiß, daß sein Wort, wie sein Schnitt, absolut zuverlässig ist. Und was sein Gedächtnis angeht, ich wollte, ich hätte die Hälfte davon. Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß der Herr Darrenbach mir schon bei meinem Eintritt in das Restaurationszimmer aufgefallen ist; ich neige durchaus zu der Ansicht, daß eine sachmännische Beobachtung erwünscht wäre. Damit schüttelte ich ihm die Hand und ging meines Weges.

Am Abend trafen wir wieder bei Sternberg zusammen, und der Direktor Müller stattete seinen Bericht ab. Ich bin, sagte er, gleich nach Mittag zu Herrn Darrenbach gegangen und habe ihm zunächst die Erklärung mitgeteilt, die mir heute morgen gemacht wurde. Die Behauptung, daß Dr. Benarius ihn nicht kenne und von nichts wisse, schien ihn nicht sowohl zu erstaunen als zu empören. Als ich ihm die Bedingungen mitteilte, geriet er in eine namenlose Wut; er schäumte buchstäblich vor Zorn und Verachtung. Auf die Wiedergabe seiner Ausdrücke muß ich verzichten; ich habe selbst eine Zeit lang geglaubt, er sei nicht bei Sinnen, und von dieser Auffassung ausgehend, sagte ich ihm schließlich: Nun, wenn Sie keine Gründe angeben können, ist wohl anzunehmen, daß Sie auch keine haben. Ich muß dann jede weitere Vermittlung ablehnen, und Sie dürfen sich durchaus nicht wundern, wenn Sie als unzurechnungsfähig behandelt werden. Da raffte er sich gewaltig zusammen und sprach, wie ein halb vernünftiger Mensch. Wenn Sie meine Gründe wüßten, sagte er, so würden Sie es selbst begreiflich finden, daß ich sie nicht an die Öffentlichkeit bringen will.

Aber es steht ja nichts im Wege, antwortete ich, daß Sie diese Gründe dem Dr. Benarius unter vier Augen mitteilen; er ist Manns genug, um selber zu sehen, wieviel Sie wert sind.

Da blitzte noch einmal die furchtbare Wut in seinen Zügen auf, und er erwiderte: Wenn ich den Dr. Benarius erst unter vier Augen hätte, würde einer von uns das Zimmer nicht lebend verlassen.

Dann, sagte ich, kann ich Ihnen nur den Rat geben, sich sofort einer Untersuchung durch Dr. Leonhart zu unterwerfen. Denn wenn Sie das nicht thun, sitzen Sie morgen mittag als gefährlicher Kranker hinter Schloß und Riegel. Und wenn Sie dann nicht als Monomane festgehalten werden wollen, werden Sie Ihre Gründe wohl öffentlich angeben müssen, nötigenfalls vor Gerichtshof und geehrtem Publikum. Sie werden mir wenigstens das zugeben müssen, daß Sie einem Arzt, der Sie einsperren lassen will, die Sache sehr leicht gemacht haben. Dr. Sturz, den Sie in Benarius' Begleitung gesehen haben, hat mir bereits gesagt, nach seiner Meinung liege bei Ihnen ein dringender Verdacht auf Geistesstörung vor.

Es sah zuerst aus, als sollte ein neuer Wutausbruch folgen, aber mit einer abermaligen Anstrengung faßte er sich wieder und sagte ruhig, wenn auch mit heiserer Stimme: Gut, es sei; es ist namenlos, aber ich sehe ein, daß ich das Urtheil des Irrenarztes brauche. Lassen Sie ihn kommen.

Ich bin also zu Dr. Leonhart hingefahren, habe ihm die Sachlage erklärt und ihn gebeten, den Patienten zu besuchen. Er hat das gethan, und vor einer Stunde erhielt ich diesen Brief, den ich Ihnen, Herr Dr. Benarius, übergeben soll.

Sie würden mich verpflichten, sagte der Angeredete, wenn Sie den Brief gleich laut vorlesen wollten. Müller nickte mit dem Kopf und las:

Geehrter Kollege! Ich bin heute nachmittag zu dem von Herrn Direktor Müller bezeichneten Herrn Darrenbach gegangen und habe mich eine gute Stunde lang mit ihm unterhalten. Ich bemerkte an ihm einen ausgesprochenen Haß gegen Sie und eine ungemein große Zornesaufregung, aber außerdem nichts eigentlich Krankhaftes. Ohne etwas über die tiefer liegenden Gründe seiner Aufregung erfahren zu können, habe ich alle die kleinen Hilfsmittel, die uns unsre Kunst an die Hand giebt, vorsichtig angewendet, um ihm das Geheimnis seiner etwaigen Monomanie abzulocken, aber er widerstand vollständig, und zwar nicht mit der bei wirklich Irren so oft vorkommenden Schlaueit, die man schließlich doch immer übertölpelt, sondern mit voller, unverkennbarer Naivität. Sie wissen, daß ein auf kurze Beobachtung gegründetes Urtheil über den Geisteszustand eines aufgeregten Menschen nicht vollkommen zuverlässig sein kann, ich gebe also meine Ansicht mit einem gewissen Vorbehalt; innerhalb desselben lautet sie: der Mann ist wahrscheinlich in irgend eine Dummheit verrannt, aber nicht eigentlich geisteskrank.

Ich habe von Herrn Müller die Art der Provokation erfahren, womit Ihnen der pp. Darrenbach entgegengetreten ist. Als älterer Kollege und Vorsitzender des ärztlichen Vereins darf ich mir wohl erlauben, Ihnen einige Worte darüber zu sagen.

Ich meine, ein Mann, dessen Beruf so fest steht wie der Ihrige, kann über einen Menschen, der sich wie ein Schuljunge aufführt, ohne weiteres hinwegsehen. Ehe Sie sich einem Duell aussetzen, sollten Sie bedenken, daß ein Unglück, das Ihnen etwa widerfährt, nicht bloß Sie und Ihre nächsten Freunde treffen würde, sondern einen weiten Kreis von Leuten, deren einige geradezu ihre ganze Lebenshoffnung auf Ihre Geschicklichkeit gesetzt haben. Ich bitte Sie inständig, jedes Duell abzulehnen, zu dem nicht wenigstens ein ausreichender Grund vorliegt; Sie werden, wenn Sie das thun, unser ganzes Kollegium und alle vernünftigen Menschen unbedingt auf Ihrer Seite haben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

P. Leonhart.

Benarius hatte der Verlesung bewegungslos zugehört; nur einmal, als von möglichem Unglück die Rede war, zog ein eignes, fast gemüthliches Lächeln über sein Gesicht. Jetzt sagte er: Bitte, geben Sie mir den Brief, Sie haben gehört, meine Herrn, daß der fragliche Herr nicht verrückt ist. Was in dem Falle zu thun sei, hatten wir ja vorher schon ausgesprochen. Einen vernünftigen Grund für ein Duell giebt es meines Erachtens überhaupt nicht, aber die Gesellschaft hat es in ihren weisen Regeln so festgestellt, daß ich, der Beleidigte, jetzt auch der Blamirte bin, wenn ich die Beleidigung auf mir sitzen lasse. Also werde ich den Herrn fordern, und Sie, Herr Müller, muß ich wohl oder übel bitten, mein Sekundant sein zu wollen; als Unparteiischen könnten wir etwa den Hauptmann R. dazu bitten. Meine Bedingungen sind: Pistolen, fünfzehn bis zwanzig Schritt, keinesfalls eine größere Entfernung, sonst bin ich nicht sicher, den Gegner noch etwa schonen zu können. Wegen eines größern Unglücks brauchen Sie sich dann keine Sorge zu machen. Sie wissen noch nicht, wie man bei den Boeren schießen lernt. Ferner verlange ich, daß das Rendezvous jenseits der Grenze stattfindet; denn ich habe keine Lust, meine Zeit nachher noch mit gerichtlichen Schwierigkeiten zu verlieren. Wir können übermorgen früh um fünf Uhr über die Grenze fahren und vor elf Uhr wieder zurück sein. Kollege Sturz hat vielleicht die Güte, uns als Baukarzt zu begleiten.

Der Branddirektor und ich, wir sprachen beide unser achselzuckendes Ja, und die Sitzung war aufgehoben.

## 2

Am zweitfolgenden Morgen fuhren wir über die Grenze, die bekannten zwei Wagen mit den bekannten acht Mann, von denen zwei ein gleichmütiges Gesicht machen und sechs ein sorgenschweres. Die üblichen Förmlichkeiten waren bald erledigt, und die beiden Gegner standen einander gegenüber, die Waffe in der Hand. Kaum ertönte das Signal, so krachten beide Schüsse fast gleichzeitig, aber nur der des Arztes war wirklich, wenn auch blitzschnell, gezielt; sein Gegner war noch damit beschäftigt, den Arm zu senken, als er, offenbar durch eine unwillkürliche Zuckung, die Pistole abdrückte, so daß die Kugel unschädlich schräg über den Kopf meines Kollegen hinweg ging. Gleich darauf ließ Darrenbach die Pistole fallen und machte eine Bewegung nach vorn; er fiel nicht, aber er war doch genötigt, sich ins Gras zu setzen und sich mit der Linken aufzustützen: der rechte Arm war offenbar schwer verletzt. Ich sprang ihm zu Hilfe, er aber wies meine Annäherung zurück. Mit etwas heiferer Stimme, aber mit ungebrochenem Haß und Trotz in den Zügen rief er: Ich bin nicht zum Schuß gekommen, ich verlange einen zweiten Kugelwechsel.

Eben wollte ich als Arzt gegen diese tolle Forderung protestiren, als Benarius herzutrat und sagte: Ich bin bereit, mich der zweiten Kugel zu

stellen, wenn Herr Darrenbach mir einen genügenden Grund für sein Auftreten angeben will.

Und ich, sagte der ältere von Darrenbachs Sekundanten, ich weigre mich, dem Herrn noch ferner zu assistiren; die Unregelmäßigkeit eines Kugelwechsels, bei dem ein Teil nicht weiß, weshalb er sich schlägt, ist groß genug, für ein zweitesmal mag Herr Darrenbach sich andre Zeugen suchen.

Der Verwundete knirschte. Elender Heuchler, rief er aus, da nimm, damit die Vergeltung dich endlich treffe! — er griff mit der gesunden Hand in seine Brusttasche und zog einen halb zerknitterten Brief hervor, den er ins Leere hinaushielt. Benarius bückte sich, nahm das Papier, glättete es ein wenig und warf einen Blick darauf; ein leichtes Rot färbte sein Gesicht. Also das, sagte er; in welcher Beziehung stehen Sie zu Aline Berdetti?

Ich bin ihr Mann.

Benarius zuckte die Achseln: Sie haben wohl geglaubt, daß ich das wüßte? Und für wie alt halten Sie den Brief?

Er hat kein Datum, wie alle seinesgleichen, sprach Darrenbach mit theatralischem Hohn; ich habe ihn vor vier Tagen im Nähkörbchen meiner Frau gefunden, genügt Ihnen das?

Ich bitte den Herrn Unparteiischen und die Sekundanten meines Gegners, heranzutreten, sagte Benarius. Er hielt den Brief in die Höhe, so daß das Tageslicht hindurchschien, und fuhr fort: Herr Hauptmann, wollen Sie die Güte haben, das Wasserzeichen, das Sie da sehen, laut vorzulesen?

Der Hauptmann las: Wiener Ausstellung 1873, Journalistenpavillon.

Und nun sehen Sie, meine Herren; dies Papier hat nur einmal in der Welt existirt, es war nämlich dasjenige, welches die Ausstellungsbehörden von 1873 den bei der Ausstellung beschäftigten Journalisten lieferten. Es war ballenweise bestellt, und der Fabrikant hat die Höflichkeit gehabt, uns ein eignes Wasserzeichen anzulegen. Ich habe damals über den medicinisch-chirurgischen Teil Berichte für ein Fachblatt geschrieben, und während einer Pause habe ich vom Pavillon aus diesen Brief an die jetzige Frau des Herrn Darrenbach gerichtet. Damals hatte ich das Recht, ihr derartige Briefe zu schreiben, und Herr Darrenbach besaß, wie ich bestimmt weiß, kein Anrecht an die Dame. Wenn dies der Grund ist, den Herr Darrenbach anzugeben hat, so kann ich darin nur einen Beweis dafür sehen, daß wir doch besser gethan hätten, ihn einsperren zu lassen. Es ist eine ganz unglaubliche Eifersuchtspinselei. Herr Darrenbach hat es vermutlich auch für besonders romantisch gehalten, die ihm angeblich angethane Unehre nicht in die Öffentlichkeit kommen zu lassen. Bitte, geben Sie dem Herrn seinen Brief zurück, ich glaube kaum, daß er jetzt noch nach einem Kugelwechsel verlangen wird. Damit wandte er sich und ging davon, ohne sich umzublicken.

Was die physische Wunde nicht vermocht hatte, das that die moralische

Niederlage. Darrenbach streckte totenblaß die Hand nach dem Schreiben aus, warf einen Blick auf das Wasserzeichen und knickte völlig zusammen. Mir war es recht, ich konnte ihn um so ruhiger untersuchen. Ich schob den Brief in seine Brusttasche zurück — ich sah rundliche, verwischte Flecken, offenbar Thränen Spuren auf Venarius' Zeilen —, streifte dem Verwundeten die Kleider ab und besichtigte die Verletzung. Die Kugel war in das rechte Schultergelenk gedrungen und hatte die Nerven der Achsel beschädigt, wahrscheinlich mittelbar durch einen Knochensplitter; so erklärte ich mir die unwillkürliche Zuckung, die das verfrühte Abdrücken der Pistole verursacht hatte. Als ich eben den Notverband anlegen wollte, hörte ich die hinter mir stehenden Herren ausweichen, und eine Hand legte sich auf meine Schulter. Es war Venarius. Er besah den Patienten mit demselben Blick, den er auf irgend einen andern Kranken geworfen haben würde, und sagte: Ziemlich schlechter Schuß, die Kugel sitzt drei Zoll höher, als ich gezielt hatte; das wird eine böse Wunde werden. Trotzdem muß ich Sie bitten, Kollege, den Patienten jetzt nicht nach Aachen überzuführen, sondern eine Stunde mehr daranzuwagen und ihn sofort nach Köln zu bringen. Es liegt augenblicklich viel mehr daran, daß die Frau geschont wird, als an diesem . . . Othello. Sie darf mir nicht begegnen, und Sie wissen, daß ich meiner Kranken wegen die Stadt jetzt nicht verlassen kann. Wenn die Frau nach Aachen kommt, wäre er vielleicht sogar im Stande, neue Szenen zu veranlassen, denn bei solchen Leuten gibt es keine Grenze der blödsinnigen Unterstellungen. Sie müssen sich beeilen, wenn sie den Zug erreichen wollen.

Er hatte Recht; wir brachten den Verwundeten, der sich von seiner Betäubung nur halb erholte, in den Wagen, und kurz nach Mittag hatte ich ihn in Köln, wo ich ihn mit guter Empfehlung den dortigen Kollegen überließ. Beim Kugelsuchen brach plötzlich ein Blutstrom hervor — wir mögen wohl alle dasselbe bedenkliche Gesicht dazu gemacht haben, und die letzten Worte, die ich mit auf den Weg nahm, kamen entmutigend aus dem Munde des Oberarztes: Sehr böse Sache das, die Axillararterie scheint angestreift oder von einem Splitter angebohrt zu sein. Doch ich wußte, daß mein Verbleiben ihm nichts nutzen konnte, und meine eignen Kranken warteten; also fuhr ich zurück.

Zu Hause fand ich ein kurzes Briefchen von Venarius vor: Lieber Kollege, ich möchte Sie und besonders Ihre Frau heute Abend ungestört sprechen; können Sie um neun Uhr zu Hause sein? Ich antwortete mit Ja und ging meinen Geschäften nach.

Am Abend kam er, und ich teilte ihm zunächst mit, was sich in Köln begeben hatte. Sein finsternes Gesicht wurde noch finsterner, doch zeigte es keine Spur von Erschrecken. Ja, sagte er, dann ist die Gefahr allerdings groß. An dem Manne würde mir nichts liegen; das Bewußtsein, möglicherweise den Tod eines Menschen mitveranlaßt zu haben, ist niemals angenehm, aber in diesem

Falle würde ich sagen: Er hat es nur seiner eignen maßlosen Unvernunft zu danken. Aber das arme Weib! das ist es, was mich bedrückt; und deswegen komme ich her, gnädige Frau; denn an Sie habe ich eine große Bitte. Sie sollen mir helfen, und damit Sie wissen, warum, will ich Ihnen den Zusammenhang erzählen.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein norddeutscher Bund und Kaiser zu Anfange des Jahrhunderts. Die Grenzboten haben in zwei Artikeln gezeigt, daß die Idee der Einigung Deutschlands mit der Wiederbelebung des Kaisertums schon Jahrzehnte vor dem Winter 1870, schon bald nach den Befreiungskriegen, dann 1848, später 1863 und 1866 verbunden wurde. Wenn dabei das letztemal an einen Kaiser Norddeutschlands gedacht wurde, so gestatten Sie mir wohl, in der Kürze nachzuweisen, daß dieser Gedanke unter andern Verhältnissen schon viel früher laut geworden ist und einen Augenblick Aussicht auf Verwirklichung gehabt hat. Im Jahre 1800 erschien im Hinblick auf die von Frankreich her drohende Auflösung des deutschen Reiches eine Schrift unter dem Titel: Wie könnten Deutschland und Preußen gerettet werden? worin die Gründung eines neuen Bundes der deutschen Staaten vorgeschlagen wurde, der sich um Preußen gruppiren und, da eine Vereinigung ganz Deutschlands um letzteres zwar wünschenswert, aber nicht ausführbar erschien, sich auf das nördliche Deutschland beschränken sollte. Der Zweck sollte lediglich die Verteidigung des gemeinsamen Gebietes unter preußischer Führung, das Mittel eine Verständigung ohne Zwang sein. Ähnliches regte eine Druckschrift Massenbachs an, die sich für eine Union der Fürsten Norddeutschlands unter dem Könige von Preußen aussprach, welcher deren geborner Feldmarschall sein und mit dem Titel „Erbkaiser des nördlichen Deutschlands“ auf einem Reichstage in Braunschweig als ihr Oberhaupt ausgerufen werden sollte. Dieser Plan fand den Beifall Friedrich Wilhelms des Dritten und seines Ministers Haugwitz; doch hielten Rücksichten auf Oesterreich und Frankreich beide lange zurück, darnach zu handeln, auch dann noch, als Napoleon 1804 den König von seiner Absicht unterrichtete, sich die Kaiserkrone Frankreichs aufs Haupt zu setzen, und dabei andeuten ließ, wenn er ebenfalls die Kaiserwürde annehmen wolle, so werde Frankreich ihn bereitwillig unterstützen. Erst als Napoleon diese Andeutungen wiederholte, begann der König eine andre Politik. Im Juli 1805 begleitete Talleyrand die Mitteilung des Entwurfs der Rheinbundsakte, die ein Jahr später Thatsache wurde und zur Auflösung des deutschen Reiches führte, mit den Worten: „Es ist nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Es kann unter einem Bundesgesetze die noch zum deutschen Reiche gehörigen Staaten vereinigen und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen, oder auch, wenn es dies vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten